Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 2 (1995)
Heft: 16

Artikel: Sintflut! : Eine verregnete Kurzgeschichte
Autor: Riklin, Adrian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885887

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sintflut!

Eine verregnete Kurzgeschichte

Seit genau 100 Jahren fliesst in St.Gallen ununterbrochen Bodenseewasser aus den Hähnen. Ein Grund zum Feiern! Stolz und fast unsanggallerisch lustvoll erinnert uns der Broderbrunnen an den historischen Augenblick, da die äusserst prekäre Trinkwassersituation mit einem Schlag behoben wurde. Diesem Pionierwerk gingen Jahrhunderte voraus, in denen die Stadt immer wieder mit Notlagen zu kämpfen hatte. Einer dieser Pioniere war ein gewisser Dr. Josef Arnold Kaiser, der 1874 den Auftrag erhielt, die Brunnenwasser zu untersuchen...

«Weshalb ich immer einen Hut trage?», fragte Dr. Josef Adolf Kaiser, ehemals Professor für Physik und Chemie an der Kantonsschule St.Gallen, Alt-Landamann und langjähriges Mitglied der Demokratischen- und Arbeiterpartei, an diesem grauen, verregneten Dienstagabend im Frühjahr des Jahres 1912, zündete sich eine Zigarette an, antwortete «weil's dann regnet», worauf Dr. Heinrich Segmüller, seines Zeichens Chefarzt an der Psychiatrischen Klinik zu Wil, nachdem er gerade noch ungeduldig mit seiner linken Hand auf den Schreibtisch geklimpert hatte, die Stirn runzelte.

«Weil's dann regnet?»

«Schauen sie, als anerkannter Naturwissenschaftler», erklärte Kaiser, «und in meiner Eigenschaft als überzeugter Kulturpessimist sowie in Anbetracht der äusserst tragischen Weltsituation erlaube ich mir keine Spässe... Eines Tages, ich glaube, es war einer dieser Montagnachmittage im Jahre 1874, sass ich in der «Weinburg» und schaute aus dem Fenster. Es war ein heisser Sommertag und der Himmel über der Stadt verdunkelte sich. Schwarze Wolken brauten sich zusammen. Wenig später, als mir der Kellner ein Glas Wasser brachte, regnete es schon aus allen Rohren, und ich bewunderte die Gelenkigkeit, mit der die Passanten ihre vornehmlich schwarzen Schirme aus dem Nichts hervorzauberten. Was mich irritierte, war aber nicht die zum Himmel schreiende Wasserscheuheit der Bevölkerung - an die hatte ich mich längst schon gewöhnt -, sondern vielmehr der ätzende Geschmack des Wassers, das ich nun trank. Mein Blick verlor sich in den düsteren Wolken. Ich ahnte Schlimmes. Wie sie vielleicht wissen, verschlimmerte sich die Trinkwasserversorgung durch den wirtschaftlichen Aufschwung und den damit verbundenen Bevölkerungswachstum der Stadt bedenklich. Schon Jahre zuvor waren sämtliche vorhandenen Quellen erschlossen, auch solche, die nur wenig

«Wie sie vielleicht wissen, verschlimmerte sich die Trinkwasserversorgung durch den wirtschaftlichen Aufschwung und den damit verbundenen Bevölkerungswachstum der Stadt bedenklich.»

hergaben. Nun können sie sich vorstellen, was in mir, in meiner Eigenschaft als Physiker mit besonderem Interesse an der Erforschung des Wassers, vorgegangen ist. Natürlich fühlte ich mich in besonderem Ausmasse mitverantwortlich für die schwerwiegenden, teilweise tödlich endenden Krankheiten wie Cholera und Typhus. Als man damit begann, frisches Quellwasser mit unsauberem Weiherwasser aus Dreilinden sowie filtriertem Bachwasser zu strecken, wurde mir hundselend.»

« Fühlten sie sich schuldig?»

Kaiser erbleichte.

«Oder wollen sie ein Glas Wasser?»

t, aber singen lehrt es nicht...»

«Es war dieser ätzende Geschmack des Wassers... Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: ES WAR DER GESCHMACK DES TODES. Stellen sie sich vor, wie übel mir zumute war, als ich das Lokal verliess, durch den Regen irrte und völlig durchnässt vor dem Rathaus stehenblieb.
Vor mir stand Vadian. An jener Stelle, da bis 1870 der Justitia-Brunnen war. Wie ich ihn liebte, diesen Brunnen! Und erst Justitia! Vor meinem geistigen Auge erschien sie, unerschütterlich, Wind und Regen ausgesetzt, stand da und tat, blind wie sie nun mal ist, als wäre nichts geschehen. Damals, an jenem trüben Montagmorgen, als sich die städtischen Angestellten daran machten, den Brunnen dem heiligen Vadian zu opfern, verfiel ich augenblicklich in eine tiefe Depression. Die Opferung des Justitia-Brunnens war ohne Zweifel ein tiefgreifender symbolischer Akt, der besagen soll, dass die Gerechtigkeit in dieser Stadt von nun an nichts mehr zu suchen habe. An ihre Stelle trat eine Form von Justiz, die mit Gerechtigkeit nichts mehr am Hut hat... Ach Justitia!, dachte ich, wenn du wüsstest, was mit unserem Wasser geschieht! Die Stadt besass, wie sie vielleicht wissen, in ihren Quellwassern zwar ein recht gutes Trinkwasser, doch die Weiherwasser hätten nie und nimmer als Trinkwasser verwendet werden dürfen! Nie und nimmer! Ueber die Benützung als Waschwasser oder zum Speisen der Dampfkessel, ja gut, darüber hätte man diskutieren können. Aber doch nicht als Trinkwasser...! Damals, bis auf meine Unterhosen durchnässt vor dem Rathaus stehend, stellen sie sich das mal vor, schon damals, entschloss ich mich, der Bürgerversammlung den Vorschlag zu unterbreiten, die Friedhöfe aus der Stadt zu verlegen und Kremationen statt Erdbestattungen durchzuführen, um den Untergrund sauber zu halten... Dann aber, es regnete noch immer gotterbärmlich, und ich näherte mich gerade dem Brunnen an der Kugelgasse, geschah etwas höchst Merkwürdiges: Aus der Löwengasse trat ein kleingewachsener, barhäuptiger Mann. Wenig später, als er beim Brunnen angelangt war, hörte der Regen mit einemmal auf.»

«Als man damit begann, frisches Quellwasser mit unsauberem Weiherwasser aus Dreilinden sowie filtriertem Bachwasser zu strecken, wurde mir hundselend.»

Professor Kaiser, bislang mehr liegend denn sitzend, richtete sich auf dem Sofa auf.
«Von diesem Augenblick an herrschte eine wochenlange Dürrezeit. Fast täglich irgendwo auf meinem Weg zwischen der Kantonsschule und meiner Wohnung begegnete ich diesem Glatzkopf. Allmählich begann ich einen Zusammenhang zwischen ihm und der Dürrezeit zu vermuten. Eines Tages, der Unbekannte tauchte wieder einmal hinter einer Hausecke am Brühltor auf, fasste ich mir ein Herz und fragte ihn höflich, ob es ihm etwas ausmachte, wenn er sich einen Hut aufsetzen würde.
<Einen Hut?>, rief der Fremde, <weshalb um Gottes Willen einen Hut?!> Ich muss gestehen, ich wusste nichts gescheiteres zu entgegnen, als dass sein unbehaarter Kopf mein ästhetisches Empfinden verletzen würde, worauf mich der Fremde prüfend musterte, gerade so, als wäre ihm ein entsetzlich wichtiger Gedanke gekommen: <Wenn sie Geduld haben und um Mitternacht lange genug in einen Brunnen schauen, werden sie mich verstehen. Was vor ihren Augen auftauchen wird, ist reine Zukunft. Klare, unverbrauchte Zukunft.>»

«Regen», murmelte Kaiser, schob seinen Hut aus der Stirn und blickte aus dem Fenster, «der Anblick des Regens stimmt mich auf seltsame Weise traurig. Ich muss dann immer an Stefanie denken. Ich hatte sie anlässlich eines Theaterbesuches im Theater am Bohl kennengelernt. Es regnete. Ich kann mir grundsätzlich keine anständige Liebesszene ohne Regen vorstellen. Und schon gar nicht in einer Stadt ohne Fluss und See! Zu einer plausiblen Liebesgeschichte gehört nun mal ein charismatisches Gewässer. Und eben dies fehlt in dieser Stadt. Darunter leidet natürlich das erotische Grundklima. Kein Wunder, wenn jede Liebesbeziehung in den Mauern dieser trockenen Stadt schiefgeht. Liebesbeziehungen in dieser Stadt sind a priori zum Scheitern verurteilt. Es fehlt der Fluss, der alles Unnötige mitreissende, alles durchströmende, reinwaschende, zum Leben erweckende. Umso erstaunlicher die Erre-

345 Liter Wasser täglich pro St.GallerIn

Der private tägliche Pro-Kopf-Verbrauch des Wassers in Haushalten liegt heute bei etwa 150 Litern (53.6 für Baden und Duschen, 38.4 für Toilettenwasserspülung, 34.4 für Wäschewaschen, je 7.5 für Geschirrspülen und Putzen, 6.5 zum Trinken und Kochen, 2.1 Liter für tropfende Wasserhähne).
In Städten, wo eine Vielzahl kommunaler Wasserverbrauchseinrichtungen auftritt, ist der Wasserverbrauch pro EinwohnerIn viel höher: In New Jork beträgt er über 600 Liter pro Tag, in St.Gallen etwa 345.
In industriellen Ballungsgebieten rechnet man mit einem Anstieg bis ins Jahr 2000 von bis zu 1000 Litern pro EinwohnerIn.

Trinkwasserversorgung in der Gallusstadt

Im mittelalterlichen St.Gallen wurde das Trinkwasser aus Sodbrunnen geschöpft. Das Brauchwasser kam aus der Steinach und dem Irabach. Bereits im 16. Jahrhundert war das gute Trinkwasser so knapp, dass Quellen ausserhalb der Stadtmauern angezapft werden mussten.
Zwei Jahrhunderte später gab es auf Stadtgebiet bereits 25 öffentliche und 60 private, 200 Jahre später schon 120 Brunnen. 1848 ging das Brunnenwesen vollständig ins Eigentum der Politischen Gemeinde über. Der wirtschaftliche Aufschwung und der damit verbundene Bevölkerungswachstum verschärften die Situation derat, dass man frisches Quellwasser mit unsauberem Weiherwasser aus Dreilinden sowie filtriertem Bachwasser streckte: Immer wieder fielen StadtbewohnerInnen der Typhus und Cholera zum Opfer.
Immer mehr zeigte sich, dass nur der Bau eines Bodenseewasserwerkes den periodischen Wassermangel beseitigen würde. Am 30. Juni 1893 genehmigte die Bürgerschaft einen Kredit von 1.7 Mio. Franken für ein Seewasserwerk in Riet in Goldach samt Transportleitung von fast zehn Kilometern. Am 1. Mai 1895 wurden die Pumpen eingeschaltet: Die moderne Wasserversorgung der Stadt St.Gallen war geboren.
Um die Versorgung auch in Zukunft sicherstellen zu können, steht heute der Bau eines zweiten Wasserwerkes im thurgauischen Frasnacht zur Debatte. In der städtischen Volksabstimmung vom 7. März 1993 stimmte die Bürgerschaft einem Beitritt zur Regionalen Wasserversorgung St.Gallen AG (RWSG) zu und hiess einen Kredit von 22 Mio. Franken gut. Derzeit werden die Arbeiten allerdings blockiert: Zwei von 150 000 betroffenen Bürgern haben Einsprache erhoben...
Für Fragen in Zusammenhang mit der Wasserversorgung steht die Beratungs- und Anlaufstelle der Stadtwerke zur Verfügung (Tel. 21 53 87).

Quelle: «Ein Streifzug durch die Welt des Wassers», St.Galler Stadtwerke, 1995

Der Bodensee - ein Relikt aus der Eiszeit

Seit 1895 trinken die St.GallerInnen Bodenseewasser. Der Bodensee ist wie alle Alpenrandseen ein Relikt aus der Eiszeit. Jährlich fliessen ihm über 11 000 Kubikmeter Wasser zu: Theoretisch wird die Seewassermenge alle vier Jahre ausgewechselt.
Durch die Gewässerschutzmassnahmen hat sich die Qualität der Oberflächengewässer im Einzugsgebiet verbessert. Die Kritierien der physikalisch-chemischen und biologischen Güteparameter des Trinkwassers können nur durch Aufbereitungsanlagen in den Wasserwerken erreicht werden. Dank internationalen Anstrengungen erfüllt das Seewasser heute die verschärften Grenzwerte der EG-Richtlinien.

gung, die ich damals, in der Pause einer lapidaren «Sommernachtstrauminszenierung» verspürte, als ich mit dieser reizenden Person ins Gespräch kam. Ich lud sie zum Abendessen ein, und es regnete ungeheuerlich. Da sich bald herausstellte, dass die bezaubernde junge Dame einen gewissen Hang zu den Naturwissenschaften hatte, insbesondere zur Biologie, ergriff ich die Gelegenheit und bot ihr Privatunterricht an. So traf man sich jeden Freitagabend in meiner kleinen Gelehrtenwohnung an der Spisergasse, und mir schien, als regnete es mit jedem Mal noch heftiger. An einem unvorstellbar regnerischen Freitagabend im späten April des Jahres 1873 öffnete ich eine Flasche Wein, füllte zwei Gläser, prostete mit der jungen Schönen an, machte ihr einen Heiratsantrag, und Stefanie besorgte seither den Haushalt. Dass sie tagsüber, während ich unterrichtete, herumflanierte und in den noblen Boutiquen teure Textilien probierte, die sie dann sogleich kaufte, störte mich nicht. Hauptsache, dachte ich, Stefanie, diesem bezaubernden Mädchen aus dem Welschland, die es durch eine Anstellung als Haushalthilfe bei einem renommierten Bankier auf dem Rosenberg in die Ostschweiz verschlagen hatte, gefiel es in dieser Stadt.
Je länger sie aber in St.Gallen lebte und teure Kleider vorführte, desto trübseliger wurde sie. Ausserdem veränderte sich ihr Aussehen ziemlich unvorteilhaft. Manchmal, wenn ich sie heimlich beobachtete, glaubte ich, in ihrem Gesicht einen hundeartigen Ausdruck zu erkennen. Auch fiel mir auf, dass sie stets feucht war, auch ihre Kleider, sodass sie auf ihren Irrwegen durch die Stadt einen feinen Wasserstreifen hinterliess, was mich peinlich berührte. Die Zahl der Bekannten, die mich auf das zunehmend unfreundliche, um nicht zu sagen unsittliche Benehmen meiner Frau hinwiesen, stieg in erschreckenden Masse. Ein mir glaubwürdig erscheinender Kollege erzählte, Stefanie würde des öftern mitten in der Nacht auf der Strasse gesichtet worden sein, vornehmlich in der Nähe eines Brunnens, wo sie seltsame Dinge täte, deren Sinn nicht ohne weiteres einleuchten würde. Einmal habe er beobachtet, wie sie ein ganzes Säcklein goldener Münzen in den Brunnen in der Kugelgasse geworfen habe. Er fühle sich dazu verpflichtet, mich darüber aufzuklären, da er annehme, dass es sich dabei um mein Guthaben handelte. Ausserdem habe er das Gefühl, meine Frau habe des Nachts einen hundeartigen Ausdruck im Gesicht. Jedenfalls beginne sein Hund Rudolf stets sehr heftig zu bellen und an der Leine zu zerren, wenn er Frau Kaiser sehe.
Es kam noch schlimmer. Stefanie weigerte sich, mir ihre Füsse zu zeigen, beharrte stets darauf, in roten Strümpfen zu schlafen, auch in den heissen Sommernächten, was mich zutiefst betrübte, da ich - wie sie ja wissen - ein ausgesprochener Liebhaber weiblicher Füsse bin. Je länger die Dürre anhielt, desto unansehnlicher wurde Stefanie. Und doch: Ich liebte sie mehr denn je. Eine unerklärliche Faszination ging von ihr aus, die, wie ich mit Entsetzen feststellen musste, mit zunehmender Hässlichkeit stärker wurde. Seltsam nur, dass ich erst an einem subtropisch heissen Augustnachmittag bemerkte, dass meine arme Frau einen eklatanten Schönheitsfehler aufwies: Sie hatte nur ein Nasenloch! Ich hütete mich davor, sie darauf anzusprechen und tat, als hätte ich es nicht gesehen. Eines Tages - ich betrat gerade meine Wohnung und ärgerte mich über diese neu in Mode gekommene Spezies von Menschen, die sich einen Spass daraus machen, in der Sonne zu liegen und sich dabei die Haut zu verbrennen - lag ein Brief auf meinem Arbeitstisch: <Lieber Josef>, stand da in zarter, noch junger Schrift, <nimm es mir nicht übel, wenn ich mich endlich dazu entschlossen habe, nicht mehr in deiner Gegenwart zu bleiben. Es ist die Stadt, die ich nicht ertrage. Meine Sehnsucht ist gross. Unerträglich gross ist mein Verlangen nach den Gewässern. Ohne Wasser kann ich nicht leben.>
Sieben trockene Tage und Nächte waren vergangen, als ich ziellos, wie oft zu jener Zeit, durch die Neugasse schlenderte und hinter jeder Hausecke Stefanie, die über alles Geliebte, zu sehen glaubte. Dann aber geschah etwas Unerwartetes: Reto Rittmeyer, langjähriges Mitglied des Gemeinderates, sprach mich an: Die Trinkwasserversorgung sei derart beängstigend, dass eine wissenschaftliche Untersuchung unumgänglich geworden sei. Ob ich, Professor Kaiser, bereit wäre, eine Art Gutachten zu verfassen.

«Die Opferung des Justitia-Brunnens war ohne Zweifel ein tiefgreifender symbolischer Akt, der besagen soll, dass die Gerechtigkeit in dieser Stadt von nun an nichts mehr zu suchen habe.»

In der Hoffnung, Stefanie vergessen zu können, nahm ich in meinem Labor an der Kantonsschule Tag und Nacht Wasserproben vor, untersuchte Temperatur, Bodensatz, Härte und beschäftigte mich eingehend mit den organischen und anorganischen Substanzen, wobei ich, während draussen noch immer eine Affenhitze herrschte, auf furchterregende Resultate stiess, wie auch bei den Untersuchungen betreffend Ammoniak-, Salpetersäure-, Chlor- und Schwefelsäurehaltigkeit der Brunnenwasser. Bald wusste ich nicht mehr, ob ich mich nun freuen soll über die Vorzüglichkeit meiner wissenschaftlichen Arbeit oder entsetzen über die alarmierende Diagnose. Eines

Wasser - Heilgtum oder Gebrauchsmittel?

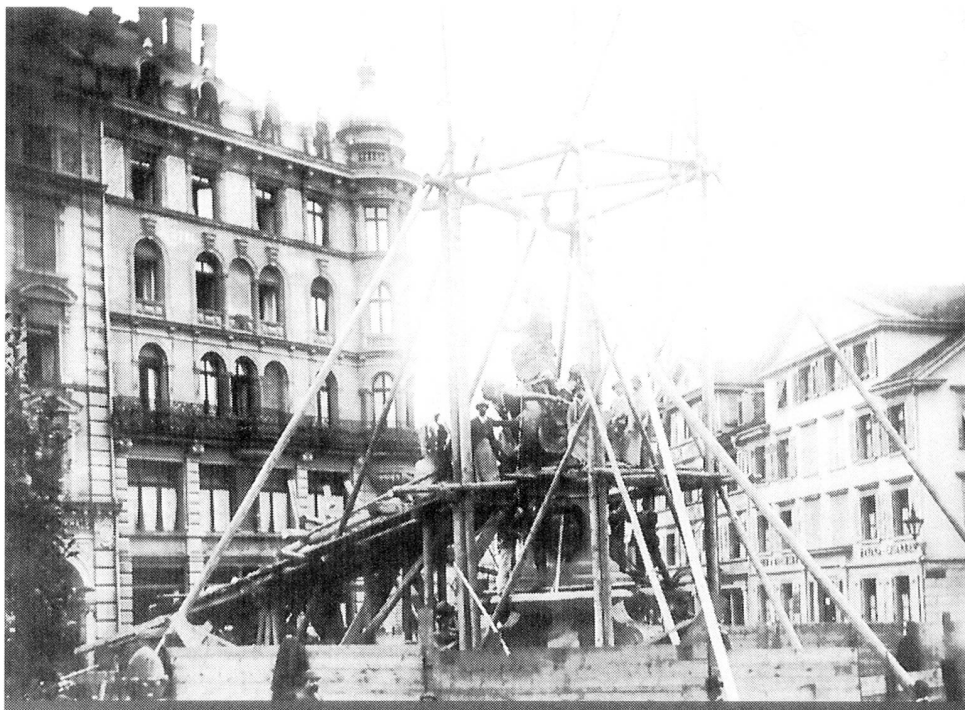
Die ersten Zivilisationen entstanden an Gewässern. Wo Wasser natürlich nicht verfügbar war, wurden Brunnen gegraben, oft mehrere hundert Meter tief. Frühere Kulturen schränkten den Wasserverbrauch noch sehr ein. Wasser war weniger für den persönlichen Gebrauch bestimmt, wohl zum Trinken, aber selten zum Waschen und Reinigen.
In den Ueberlieferungen aus der grauen «Vorzeit» begegnet uns das Wasser als Medium für religiöse Bräuche und Rituale. Das Symbol für Reinheit und Reinigung galt in fast allen Religionen als heilig. Es stand für die grosse Mutter, das weibliche Prinzip.
Im Alten Testament ist das Wasser eng mit der Zeit verknüpft: «Ueber das Wasser gehen» bedeutet im Althebräischen, die Zeit überwunden und den Bewusstseinszustand des ewigen Jetzt erreicht zu haben.
500 Jahre vor Christus formulierte Heraklit den berühmten Satz: «Pantha rei» (Alles fliesst). Mit der griechischen Antike begann auch der Abstieg der Heiligkeit des Wassers: Es wurde zum technischen Gebrauchsmittel.

Nachts, ich machte wie üblich ein paar Schritte durch die Innenstadt, glaubte ich von weitem beim Rathaus den Gerechtigkeitsbrunnen zu sehen. Zuerst dachte ich an eine Art Halluzination infolge Überarbeitung, doch als ich zaghaft näher trat, waren meine Zweifel endgültig weggeblasen. Justitia stand vor mir, die Binde

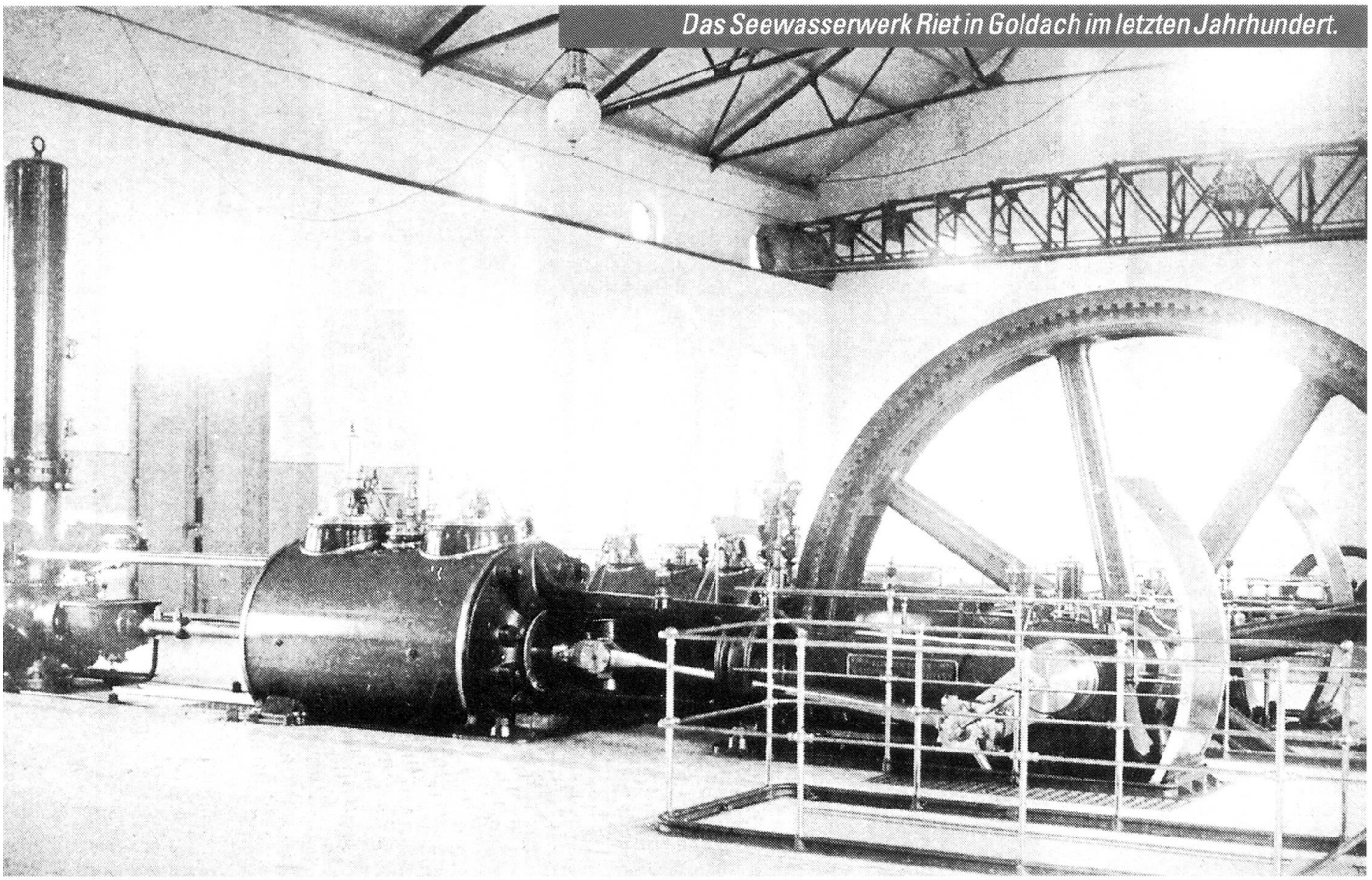
«Zu einer plausiblen Liebesgeschichte gehört nun mal ein charismatisches Gewässer. Und eben dies fehlt in dieser Stadt. Darunter leidet natürlich das erotische Grundklima.»

um die Augen gelegt, in der einen Hand die Waage, in der andern das Schwert. Zärtlich berührte ich ihren versteinerten Körper, und mich überkam ein unvergleichliches Gefühl. Es gibt sie also doch noch, die Gerechtigkeit, dachte ich, man muss sie nur sehen können. Beseelt von einer tiefen Gerechtigkeit, blickte ins Wasser. Da sah ich, was ja im Grunde nichts weltbewegendes ist, mein Spiegelbild. Je länger ich aber ins Wasser blickte, desto eher hatte ich das Gefühl, dass sich mein Antlitz bis zur Unkenntlichkeit veränderte. Es lachte auf eine Art, die mir ganz und gar nicht gefiel, etwas unzweifelhaft Obszönes lag in seinen Zügen. Mich von diesem teuflischen Anblick losreissen wollend, sah ich, weit unten... Stefanie! Weiss war sie, lag da und schlief. Ich stieg ins Wasser und liess mich fallen. Als ich die Augen öffnete, fand ich mich in einem unterirdischen Kanal. Es roch entsetzlich. Es war exakt derjenige Geruch, den ich verspürte, als ich in der «Weinburg» einen Schluck vom Wasser nahm. Doch das war nur ein harmloser Vorgeschmack. Jetzt erst, tief unten, im Untergrund meiner Vaterstadt, ahnte ich, wie er riecht.»

«Wie wer riecht?»
Segmüller, der die Schilderungen Kaisers aufmerksam verfolgt hatte, knipste die Tischlampe an und richtete ihr Licht auf Kaiser, um sein Gesicht besser sehen zu können.
«Der Tod, Herr Doktor, der Tod...! Stefanie war verschwunden. Stattdessen hörte ich aus einem hallenden Tunnel ein Hundegebell. Wenig später trat aus einem finsteren Loch der barhäuptige Mann. An einer Leine hielt er einen grossgewachsenen Hund.
<Schön, dass sie gekommen sind>, sprach der Glatzkopf: <Und? Wie hat es ihnen gefallen?> Ich überlegte. Was meinte er? Dann plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Das Gesicht, welches ich im Brunnenwasser aufscheinen sah, jene hässliche, obszön grinsende, zahnlose Fratze war mein zukünftiges Antlitz!
<Seien sie unbesorgt>, sagte der Barhäuptige, <das passiert jedem, der ein bisschen zu tief in den Brunnen schaut. Die Zukunft zu sehen, die reine, unverfälschte Zukunft, das tut weh. Sie haben Mut gezeigt, Herr Professor. Deshalb dürfen sie sich etwas wünschen.>
Ich schwieg und starrte ins Gesicht des Hundes, der mich keine Sekunde aus den Augen liess. In seinem sehnsüchtigen Ausdruck erinnerte er mich an Stefanie.
<Da ich davon ausgehe, dass sie nichts sehnlicher wünschen als Regen>, sprach der Barhäuptige, <dann hören sie gut zu. Stellen sie in der ganzen Innenstadt siebenundsiebzig Wasserkübel auf. Wenn sie das getan haben, setzen sie sich auf den



Seit 1895 steht der Broderbrunnen als Wahrzeichen für die Bodenseetrinkwasserversorgung.



Das Seewasserwerk Riet in Goldach im letzten Jahrhundert.

Klosterplatz und stecken sie ihren Kopf siebenmal zwischen ihre kniegebeugten Beine. Dann wird es nicht mehr lange dauern, und überm Säntis wird ein grosses, weisses Pferd erscheinen, auf dem Wotan, der grosse Wotan, reitet.>

«Im Anfang war das Wasser»

«Wasser hat keine Balken», sagt eine Redensart. Im seelischen Erleben begegnet uns die Uferlosigkeit im Bereich unserer Affekte. Karin Anderten, Autorin von Traumbild Wasser (Walter-Verlag, Olten) glaubt, dass das Weiblich-Mütterliche im Symbol des Wassers seinen bildhaften Ausdruck finden: «Unsere ersten Wahrnehmungen und Erfahrungen sind emotionaler Natur, wir machen sie im Dialog mit der Mutter.» Das, was der einzelne durchmacht, hat die Menschheit als Gesamtheit erfahren. So zeigen die Schöpfungsmythen in den verschiedensten Kulturen auch dem einzelnen etwas vom Zustand des Unterbewusstseins am Anfang des Lebens. In fast allen Schöpfungsmythen besteht die Welt am Anfang aus Wasser. Anderten glaubt, «dass die Art und Weise, wie in unseren Träumen das Wasser auftaucht, auch mit der Erfahrung zu tun hat, die der Träumer am Anfang seines Lebens machte.»

Wieder auf Stadtboden - jetzt fragen sie mich nur nicht, wie ich da wieder hochgekommen bin - blendete mich ein helles Tageslicht. Von der Gerechtigkeit war keine Spur mehr zu sehen. Schnurstgerade begab ich mich zum Malermeister Sennrich und trug alles, was nach Kübel aussah, auf den Bärenplatz, von wo aus ich diese in der ganzen Innenstadt verteilt aufstellte. Ziemlich erschöpft setzte ich mich auf den Klosterplatz und tat, was mir geheissen wurde. Als ich meinen Blick zum Säntis richtete, konnte ich einen riesenhaften Reiter auf einem strahlend weissen Pferd erkennen, und wenig später begann es dann auch heftig zu schiffen. Die Kübel füllten sich innert Minuten, grossartige Pfützen bildeten sich, und die Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner rannten hell aufschreiend durch die Gassen oder sie flüchteten in Kneipen. Zündel, eine stadtbekannte Krämerseele, stand vor seinem Allerweltsladen. In der einen Hand eine Unzahl bunter Regenschirme, schwenkte er mit der anderen einen gelben aufgespannten Schirm und rief, euphorisch fast, <Schirme zu verkaufen, Schirme!> durch die Gasse. Ich aber, tief beeindruckt durch die Einfachheit solcher Magie, schritt feierlich die Marktgasse hinunter und kaufte mir beim Hutgeschäft in der Neugasse einen eleganten italienischen Hut. Immerzu dachte ich

«Immerfort und überall küssen, stundenlang in Pfützen stehen und dich lieben, eintauchen ins Reich der ewig nassen Liebe, einsgeworden verschlungen sein will ich mit dir bis in alle Feuchtigkeit.»

an Stefanie, stellte mir vor, wie sie eines Nachts auftsteigen würde aus der Tiefe des Gerechtigkeitsbrunnens, barfuss von einer Pfütze zur andern springend... Zauberhaftes Wasser werde ich dir schenken, dachte ich, reines, heiliges, unvergiftetes Regenwasser, und ich werde dich begiessen, ja taufen werde ich dich und deinen nackten, bleichen Leib, und ihn Tag und Nacht mit noch mehr Wasser benetzen, auf dass er immerzu glänze und mich in seiner feuchten Schönheit beglücke, küssen werde ich dich, dachte ich, immerfort und überall küssen, stundenlang in Pfützen stehen und dich lieben, eintauchen ins Reich der ewig nassen Liebe, einsgeworden verschlungen

sein will ich mit dir bis in alle Feuchtigkeit.»

Segmüller richtete das Licht der Tischlampe noch gezielter auf Kaisers Gesicht. Jetzt konnte er bemerken, dass sich sein Gesichtsausdruck stark verändert hatte. Der zunehmend irre Blick wurde begleitet von einem geradezu obszönen Grinsen.

«Ich aber, meine Geliebte», hauchte Kaiser und Speichel trat aus seinem Mund, «ich aber werde auch in grösster Erregung darauf bedacht sein, dass mein Hut nicht vom Kopfe fällt, ansonsten Fatales geschehen würde, ungemein Schreckliches über uns niederstürzen und endlose Dürre uns austrocknen würde... so verstehe, Geliebte, dass ich auch in den Stunden unserer Liebe meinen Hut trage, und wage es nie, in mir vom Kopfe zu nehmen, denn in uns und um uns soll ewiger Regen sein, und mittendrin du und ich, ewig frisch und kühl und unerträglich schön... das Leben ein Fluss, ein Strom, ein Meer... Eines Tages nämlich, eines Tages wird sie kommen, die Sintflut, ja die Sintflut.»

«Eines Tages nämlich, eines Tages wird sie kommen, die Sintflut, ja die Sintflut.»

Wieder hielt Kaiser inne und blickte nachdenklich aus dem Fenster. Draussen, es regnete in Strömen, wars inzwischen finster.
«Es ist eine himmeltraurige Geschichte, Herr Doktor... Eines regnerischen Tages - die Innenstadt war inzwischen schon völlig überschwemmt - paddelte ich in einem kleinen Böötchen die Marktgasse hinunter Richtung Rathaus, in meiner Jackeninnentasche den fertiggeschriebenen Bericht über die Trinkwassersituation. Es muss sich um einen sehr leichten Windstoss gehandelt haben. Umso überraschter war ich, als ich mir mit der einen Hand über den Kopf streichen wollte und bemerkte, dass ich den Hut verloren hatte. Noch schlimmer: Was ich berührte, war nackte Haut. Eine Glatze! Es war zu spät. Der Hut schwamm in horrendem Tempo die Goliathgasse hinunter und niemand weiss, wessen Glatze er heute verdeckt. Schon als ich aus dem Boot stieg, liess der Regen merklich nach. Augenblicklich schoben sich die Wolken auseinander, und eine unsäglich aggressive Sonne tauchte den Marktplatz in ein grelles Licht. Sengende Hitze machte sich breit, überall kochendes, siedendes Wasser, und aus den Gassen stieg ein ungeheurer Dampf. Von meinem Fensterplatz im Café Hecht aus beobachtete ich, wie sich der Wasserspiegel von Minute zu Minute senkte, und damit, wie ich jetzt konstatierte, auch die Wahrscheinlichkeit, dass Stefanie je wieder nach St.Gallen zurückkehren würde. Ich stellte mir vor, wie sie in einem eleganten Badeanzug über den Marktplatz zu mir ans Fenster geschwommen, aus dem Wasser gestiegen wäre und sich, aufglänzend in bezaubernder Nässe, zu mir an den Tisch gesetzt hätte, auf ihren Lippen ein verheissungsvolles, dankbar feuchtes Lächeln. Doch das Wasser, das ich nun trank, hatte wieder jenen grauenhaften Geschmack des Todes, und ich entschloss mich, meinen Bericht über die Trinkwassersituation schleunigst dem Gemeinderat zu übergeben. Wieder auf dem Marktplatz stehend, war da nur noch eine kleine, unscheinbare Pfütze.»
Professor Josef Arnold Kaiser, ehemals Professor für Physik und Chemie an der Kantonsschule St.Gallen, Alt-Landamann und langjähriges Mitglied der Demokratischen- und Arbeiterpartei, erhob sich vom Sofa und reichte dem Doktor die Hand: «Mitternacht. Ich muss jetzt gehen.»
Vor der Tür blieb er kurz stehen: «Eines Tages wird sie kommen.»
«Wer wird kommen?», fragte Segmüller.
«Die Sintflut, Herr Doktor, die Sintflut!»

Adrian Riklin ●

St.Gallen - eine Brunnenstadt?

Urkundlich erstmals wurde 1362 ein öffentlicher Brunnen genannt. 1432 ist von einem Brunnen in der Spisergasse die Rede, 1528 von einem in Magnihalden. 1537 folgte der steinerne Brunnen am Markt.
Wie wichtig laufendes Trinkwasser war, ergibt sich aus einem feierlich besiegelten Vertrag, den Kloster und Stadt 1471 trotz unterschiedlichen Interessen unterzeichneten: Die erste öffentliche Wasserversorgung, bestehend aus Brunnenstube, einem Brunnen am Gallusplatz und einer Verbindungsleitung, wurde erstellt.
St.Gallen ist keine ausgesprochene Brunnenstadt. Die repräsentativen Brunnen stammen aus dem letzten und diesem Jahrhundert. Die Brunnen im alten St.Gallen waren eher Mittel zum Zweck. Dem bürgerlichen St.Gallen, eingeengt vom klösterlichen, fehlte territorialer Besitz. Nüchternheit und puritanische Engherzigkeit verboten ihm zudem jeglichen Luxus. Erst der Broderbrunnen, das Wahrzeichen für die Bodenseetrinkwasserversorgung, brachte einen gewissen Stolz ins hiesige Brunnenwesen.
Dass Brunnen auch kunsttauglich sein können, davon zeugen zum Beispiel die tänzerische Figur von Max Oertli im Stadtpark wie auch das «rote Fass» von Roman Signer im Graben-Pärkli. Letzterer bot in den 80er Jahren Anlass zu heftigen Kunstdiskussionen...

Quelle: «St.Gallen und seine Brunnen» von Hermann Bauer, Schriftenreihe der Stadtverwaltung, 1971

Das Wasser im Aberglauben

Da Dämonen abergläubischerweise schmutzig sind, gilt Wasser als das beste Abwehrmittel. Dämone vertreibt man am besten, indem man Wasserkübel aufstellt oder ausschüttet, sich selbst oder andere damit wäscht, besprengt oder es unter Speisen mischt. Sich die Hände zu waschen galt schon im alten Griechenland als Mittel gegen Behexung.
Unsorgsamer Umgang mit Wasser kann zu schwerwiegenden Folgen führen. Verschüttet ein Angestellter einen Wassereimer, so hat er seine Stelle so gut wie verloren. Wer sich auf eine Wasserkanne setzt, kann Gift drauf nehmen, dass ihm die Schwiegermutter gram wird: Man soll dem Wasser keinen unedlen Körperteil zuwenden.
Junge, noch unverheiratete Frauen sollten beim Waschen darauf achten, dass ihre Kleider nicht nass werden, ansonsten sie einen Trinker zum Mann bekommen. Wer ein Glas Wasser trinkt, in das der Mond scheint, wird mondsüchtig.
Eltern sollten beim Baden ihrer Kinder vermeiden, das Wasser allzu schnell auszuschütten: Damit ihre Kinder später nicht ständig umfallen müssen.
Natürlich kann Wasser auch hilfreich sein und wertvolle Tips für die Zukunft geben: Junge Frauen können ihren zukünftigen Mann im Wasserspiegel einer Schüssel erkennen, die sie an Sylvester um Mitternacht in die Zimmermitte stellen, nachdem sie sich darin gewaschen haben.
Noch ein Hinweis für insolvente Weinliebhaber: Am Dreikönigstag, an Weihnachten und Ostern verwandelt sich Brunnenwasser in Wein. Aber Vorsicht: Nur, wer wirklich daran glaubt, wird beschenkt. Dem Ungläubigen droht Erblindung.